

Schwarzer Blizzard

Eine verheerende Dürre ruiniert Amerikas Getreidefelder. Ist die große Trockenheit ein erstes Signal des globalen Treibhauseffekts?

Wayne Sutter, Mediziner vom Stamm der Red Eagles im amerikanischen Bundesstaat Ohio, stampfte nach uraltem Ritus einen Regentanz in den Ackerstaub. Doch der Indianerzauber, begleitet von dumpfen Trommelschlägen, verfehlte seine Wirkung wie zuvor schon die Bittgottesdienste der Farmer: Kein Tropfen fiel aus den blassen Wölkchen, die zum flirrenden Horizont abzogen.

Um Regen für die ausgetrockneten Felder und Obstplantagen fleht die gläubige Landbevölkerung nicht nur in Ohio. In 30 von 50 US-Staaten herrscht seit Monaten eine verheerende Dürre. Rund 50 Prozent der Hafer- und Weizenerte ist nach Schätzung von Experten schon verdorrt; in der Sommerhitze, bis zu 40 Grad Celsius, vertrocknen nun auch die Mais- und Baumwollfelder. Die Äcker haben sich in braunes und rissiges Ödland verwandelt.

In vielen Regionen haben „Schwarze Blizzards“, glutheiße Staubstürme, die fruchtbare Ackerkrume fortgeweht; mehr als fünf Millionen Hektar Farmland gingen dabei für immer verloren. Im Mittleren Westen, wo die Weideflächen verkümmert sind, mußten Viehzüchter Tausende von unterernährten Rindern notschlachten; Millionen von Wildtieren, vor allem Prärie-Enten, sterben derzeit an Hunger und Durst.

In Montana, an der kanadischen Grenze, aber auch in Georgia und Missouri toben riesige Waldbrände, die sich

wie nie zuvor ausbreiten können: Allenthalben behindert Wassermangel die Löscharbeiten. Nahezu alle Seen und Flüsse des US-Kontinents weisen den niedrigsten Wasserstand seit Jahrzehnten auf; an die 1200 Schiffe sind im Mississippi auf Grund gelaufen, obwohl sie längst nur noch mit halber Fracht verkehren.

„Amerika“, so resümierte Ende Juni die britische Tageszeitung „The Independent“, stehe „am Rande eines Natur-Desasters“ – vielleicht aber auch am Anfang einer noch viel schlimmeren Katastrophe: Die sengende Dürre in den USA, meint das Blatt, sei womöglich nur ein Vorbote jener „planetaren Überhitzung“, die von den Klimaforschern seit geraumer Zeit prognostiziert werde.

Von dem Verdacht, der angekündigte „Treibhauseffekt“ sei schuld an den Wetterextremen in Amerika, war auch ein Kongreß („The Changing Atmosphere“) überschattet, zu dem die kanadische Regierung nach Toronto eingeladen hatte. Auf der Tagung, in der letzten Juniwoche, ließen die versammelten Wissenschaftler und Politiker erkennen, daß sie die Spekulationen der Klimaforscher inzwischen ernst nehmen.

Für ihn, so erklärte der Senator Timothy E. Wirth aus Colorado, Mitglied eines Parlamentskomitees zur Untersuchung des Klimaproblems, gebe es nun keinen Zweifel mehr: „Mit 99prozentiger Sicherheit“ stehe fest, „daß der Treibhauseffekt auf uns einwirkt und daher Ereignisse wie die nordamerikanische Dürre mit wachsender Häufigkeit eintreten werden“.

Wirth berief sich dabei auf den Nasa-Experten James E. Hansen, der vor dem Untersuchungsausschuß den Stand der Klimaforschung zusammengefaßt hatte: Alles, so Hansen, deute darauf hin, daß sich die Erdatmosphäre immer schneller



Wasserarmer Mississippi: An die 1200 Schiffe

aufheize. Von den bislang verflössenen achtziger Jahren waren vier die wärmsten seit Beginn der regelmäßigen Temperaturmessungen. Das Jahr 1988 wird, wie sich jetzt schon absehen läßt, einen neuen Temperaturrekord bringen. Hansen: „Wir sollten aufhören, drumherum zu reden, und sagen, daß der Treibhauseffekt mit ziemlicher Sicherheit wirksam ist.“

So deutlich hatten sich die Gelehrten bis vor kurzem nur selten ausgedrückt. Zu widerspruchsvoll waren ihre computergestützten Klimaprognosen, zu lückenhaft ihre Kenntnisse von der komplizierten Luftchemie. Zwar schickten sie Meßballons und Flugzeuge mit Detektoren durch alle Stockwerke der Atmosphäre, um etwa den Ozon-Abbau und die daran beteiligten Chemikalien zu studieren; doch die möglichen Folgen für das Erdklima, die sich aus den Meßergebnissen ableiten ließen, gaben sie meist nur als Arbeitshypothesen aus.

Neuerdings aber weisen die Forschungsdaten, wie Paul J. Crutzen vom Mainzer Max-Planck-Institut für Chemie zu berichten weiß, „immer deutlicher in dieselbe Richtung“ (siehe Seite 160). Und die Natur hilft dabei mit: Als im Oktober 1987 ein gigantischer Eisklotz (150 Kilometer lang, 40 Kilometer breit, gut 200 Meter dick) vom Südpolsockel rutschte und ins Meer schwappte,

